

WIDERSPRUCH

In: Widerspruch Nr. 34 Geschlechter-Differenz (1999), S. 106-109

Autor: *Ignaz Knips*

Rezension

Anselm Haverkamp (Hg.)

Die paradoxe Metapher, Frankfurt/Main 1998 (Suhrkamp), 481 S., 29.80 DM.

Mit dem Band beansprucht der Herausgeber, die metapherntheoretischen Erörterungen der letzten fünfzehn Jahre zu dokumentieren und auf einen „Paradigmawechsel“ hinzuweisen. Dieser habe nicht nur die „orthodoxe“ Unterscheidung von wörtlicher und übertragener Bedeutung ad absurdum geführt, sondern auch, wie Haverkamp in der Einleitung betont, eine deutliche Verschiebung des Interesses bewirkt. An die Stelle der Beschäftigung mit einer „paradoxen Randlage der Metapher“ in philosophischen Texten sei die Beschäftigung mit den „ästhetischen Phänomenen“ des Metaphorischen getreten, die in ihrer „Unlogik“ mit jener Orthodoxie nicht vermittelbar seien und „ästhetisch in einem anderen Sinne als dem der philosophischen Disziplinierung von Ästhetik“.

In dem seinerzeit als skandalös empfundenen Aufsatz „Was Metaphern bedeuten“ (1978; 49 ff.) erschließt *Donald Davidson* die Grundzüge semantischer Verhältnisse, Bedeutung und Referenz, gerade von der Metapher her. Eine Untersuchung des Metaphorischen, so Davidson, kann zeigen, daß es sich bei der Unterscheidung von wörtlicher und übertragener Bedeutung nur um eine graduelle und nicht um eine qualitative Unterscheidung handeln kann: „Was die Metapher dem Gewöhnlichen hinzufügt, ist eine Leistung, die keine semantischen Mittel verwendet, die über diejenigen hinausgehen, auf die das Gewöhnliche angewiesen ist.“ Diese Leistung ist die einer verborgenen Paraphrase im Bemühen um eine Verknüpfung verschiedener Vorstellungen mit verschiedenen Wörtern. Auch wenn eine Metapher mit einer „phantasievollen Verwendung von Wörtern und Sätzen“ verbunden ist, so bleibt sie doch in völliger Abhängigkeit „von den gewöhnlichen Bedeutungen der Sätze, in denen sie enthalten sind.“ Aber Metaphern

deutungen der Sätze, in denen sie enthalten sind.“ Aber Metaphern bleiben Metaphern, auch wenn sie wiederholt und wiederholt paraphrasiert werden. Das „Element des Neuen oder der Überraschung“ verweist auf ein „eingebautes ästhetisches Merkmal, das wir immer wieder erleben können.“ Die Pointe von Davidsons Metaphernauffassung ist also die, daß die Lücken im sprachtheoretischen Erklären des Funktionierens von Metaphern die Grenzen von traditionellen Bedeutungstheorien mitmarkieren: „Die Metapher sorgt dafür, daß wir ein Ding als etwas anderes sehen, indem sie eine buchstäbliche Aussage macht, die die Einsicht auslöst oder veranlaßt.“

Auch mit *Paul de Mans* „Pascals Allegorie der Überzeugung“ (1981; 76 ff.) liegt ein Schlüsselbeitrag zur Metapherndiskussion vor. Nach de Man ist die Verwendung von Allegorien in philosophischen Texten „dem Druck ausgesetzt, in der narrativen oder essayistisch darstellenden Ordnung der Persuasion eine epistemologische Ordnung aus Wahrheit und Täuschung zu artikulieren“. Die Formulierung eines „epistemologischen Wissens“ büßt „ihre Schlüssigkeit im selben Sinne und aus genau denselben Gründen ein, die auch zur Allegorie führen“, sobald rhetorische Mittel der Überzeugung (Persuasion) verwendet werden. Genau das läßt sich nicht vermeiden, und der Einsatz von Figuren, Tropen dient paradoxerweise dem, was durch sie nicht leistbar ist: der Unterstützung eines Codes der „vérité“ (Pascal). So zeichnet sich für de Man eine „vortropologische“ Geschichte des Metaphorischen ab: „In dem Maße, in dem die Sprache immer sowohl kognitiv und tropologisch als auch performativ ist, ist sie eine heterogene Entität: zur Gerechtigkeit ebenso unfähig wie zur Richtigkeit.“ Der „Riß“ in einer Argumentation, die „Wissen“ von den metaphorischen Mitteln seiner Artikulation zu trennen versucht, läßt sich wiederum nur mit übertragenen Mitteln zum Ausdruck bringen. Auf diese Unvermeidbarkeit wollen De Mans Überlegungen aufmerksam machen.

In *Jacques Derridas* „Der Entzug der Metapher“ (1978; 197 ff.) wird im Blick auf die Sprache der Philosophie eine Zirkularität der Ausgrenzung des Metaphorischen wie der Abgrenzung überhaupt herausgestellt. In Nähe zu Heidegger (Der Satz vom Grund; Unterwegs zur Sprache) sieht Derrida das Metaphorische als unabtrennbar von der Metaphysik (Ontologie) an: Metaphysik ist metaphorisch und deren „Überwindung“ (Heidegger) nur durch die paradoxe Preisgabe und Nutzung ihrer Mittel zugleich zu leisten. Derrida schreibt vom „Drama“ der Unmöglichkeit, „unmetaphorisch von der Metapher zu sprechen“.

Eine „irreduzible Metaphorizität“ der Bemühungen um eine Verhältnisbestimmung der Philosophie zu ihren sprachlichen Mitteln markiert „die Bedingungen der Unmöglichkeit“ einer „philosophischen Metaphorologie“, so *Rodolphe Gasché* in dem Beitrag „Metapher und Quasi-Metaphorizität“ (1986; 235 ff.). Gasché warnt davor, hier eine Einebnung der Genres eines philosophischen und eines literarischen Schreibens zu sehen: „Derridas Reformulierung des Metaphernproblems geht es um die fundamentale Komplizenschaft zwischen der philosophischen Bestimmung des Begriffs der Metapher und dem anscheinend subversiven Versuch, die Philosophie mit der Behauptung in Frage zu stellen, ihre Begriffe seien allesamt versteckte Tropen.“

So wird bei Derrida – und auf je unterschiedliche Weise bei Davidson und de Man – das an philosophischen Diskursen rational, logisch oder systematisch Genannte nicht in eine vulgäre Opposition zu dessen übertragenen Mitteln gebracht, sondern werden diese als permanent klärungsbedürftige Kehrseite der mit philosophischen Texten verbundenen strikten Grundzüge angesehen.

Wenn Haverkamp, wie bereits erwähnt, in der Metapherndiskussion eine zunehmende Konzentration auf das „Ästhetische“ sieht, ist dem zuzustimmen, falls damit die Sensibilisierung für eine komplexe Wahrnehmung komplexer sprachlicher Phänomene gemeint ist, wie sie in philosophischen Diskursen der Fall sind. Paul de Mans „Hypogramm und Inschrift“ (1981; 375 ff.) und Cynthia Chase’s „Einem Namen ein Gesicht geben“ (1986; 414 ff.) sind aufschlußreich für die Einschätzung einer derartigen Entwicklung. Fraglich ist jedoch, ob hier der Begriff eines „Paradigmawechsels“, also eines neuen Typus von Theorie(n), zutreffend und angemessen ist, zumal der zeitliche Abstand noch nicht gegeben ist, um von einem „neuen Paradigma“ sprechen zu können. Bedenklich sind auch Haverkamps verwirrende Eindrungen und vielfache Epochalisierungen der heterogen gruppierten Beiträge: ‚klassisch neu‘, ‚analytisch‘, ‚postanalytisch‘, ‚poststrukturalistisch‘, ‚rhetorisch‘, ‚metapherologisch‘, ‚dekonstruktivistisch‘ und viele andere mehr. Um so anregender ist jedoch die Auswahl der zumeist bereits früher in deutschsprachiger Übersetzung verstreut veröffentlichten Beiträge. Anregend vor allem in Richtung einer rückblickenden Einschätzung jener polarisierenden Auseinandersetzungen um ‚Literatur‘ und ‚Philosophie‘, wie sie unter anderem von John R. Searle und Jürgen Habermas ausgingen, von Auseinandersetzungen um sogenannte poststrukturalistische oder postmoderne Entwicklungen. Auch sollte dieser dokumentierende Band bei der

Knips: Haverkamp

Lektüre jüngerer Kommentare nicht außer Acht gelassen werden. Gedacht ist etwa an Karl Heinz Bohrer's „Die Grenzen des Ästhetischen“ (München/Wien 1998) oder den Band 594/595 der Zeitschrift „Merkur“: „Postmoderne – Eine Bilanz“ (Stuttgart 1998).

Ignaz Knips